



Großer Jahrmarkts-Rummel

Sonntag, den 20. Januar 1929 im Schützenhaus
Eintritt 50 Pfennig inkl. 1 Freikarte für die Rutschbahn

gemacht. Vergegen hatte er nun auch, daß er angenehm einleben konnte, wo er Lust dazu verspürte, und kein Hindernis war zu erwarten.

Da kam er nun, gleich dem Jüngling am Scheidewege, auf einer unklaren Kreuzstraße: aus dem Rindentange, welches die Stadt umgab, stiegen gäuliche Rauchfäden, die goldenen Luftströme trafen jedoch aus dem Baumwipfel, Wind, Rauch und Verwirrung, ein geheimnisvolles Schicksal winkte dort; von der Heiligkeit der aber glänzte die freie Ferne; Arbeit, Entbehrung, Armut, Dunkelheit harrten dort, aber auch ein gutes Gemüth und ein ruhiger Wandel; dieses lächelnd, wollte er denn auch entschlossen ins Feld abtreten.

Im gleichen Augenblick rollte ein reiches Fuhrwerk heran; es war das Fräulein von getiern, welches mit wühendem blauen Schleier ganz allein in einem schmalen leichten Fuhrwerk saß, ein schönes Pferd regelte er nach der Stadt fuhr. Sobald Strapinski nur an seine Mütze griff und dieselbe demüthig vor seine Brust nahm in seiner Weiterleitung, verbeugte sich das Mädchen rasch erwidert gegen ihn, aber überaus freundlich, und war in großer Bewegung, das Pferd zum Galopp antreibend, davon.

Strapinski aber machte unwillkürlich ganze Wendung und setzte gerad nach der Stadt zurück. Noch an demselben Tage galoppierte er auf dem besten Pferde der Stadt, an der Spitze einer ganzen Reitergesellschaft, durch die Allee, welche um die grüne Ringmauer führte, und die fallenden Blätter der Bäume tangten wie ein goldener Regen um sein verklärtes Haupt.

Nun war der Geist in ihn gefahren. Mit jedem Zuge wandelte er sich, gleich einem Regenbogen, der zu ebens dem Ende an der vorbreitenden Sonne. Er lernte in Stunden, in Augenblicken, was andere nicht in Jahren, da es ihm gelehrt hatte, wie das Fräulein im Regenstropfen. Er beachtete wohl die Sitten seiner Gesellschafter und bildete sie während des Beobachtens zu einem Neuen und Fremdartigen um; besonders suchte er abzulernen, was sie eigentlich unter ihm dachten und was für ein Bild sie sich von ihm gemacht. Dies Bild arbeitete er weiter aus nach seinem eigenen Geschmack, zur vernünftigen Unterhaltung der einen, welche gern etwas Neues sehen wollten, und zur Bewunderung der anderen, besonders der Frauen, welcher nach erblickter Anregung hinfanden. So ward er rasch zum Helden eines armen Romans, um welchem er gemeinsam mit der Stadt und liebreich arbeitete, dessen Hauptbestandteil aber immer noch das Geheimnis war.

Bei alledem verlebte Strapinski, was er in seiner Dunkelheit früher nie gekannt, eine schlaflose Nacht um die andere, und es ist mit Tadel hervorzuheben, daß es überhaupt die Frauen vor der Schande, als armer Schneider erndete zu werden und hausfrieden, als das eheliche Gemüth war, was ihm den Schlaf raubte. Sein angeborenes Bedürfnis, etwas Zeitliches und Aufgegebeneres vorzustellen, wenn auch nur in der Wahl der Reiter, hatte ihn in diesen Konflikt geführt und brachte jetzt auch jene Furcht hervor, um sein Gemüth war nur insofern mächtig, daß er beständig den Voratz nähte, bei guter Gelegenheit einen Grund zur Abreise zu finden und dann durch Lotteriespiel und dergleichen die Mittel zu gewinnen, aus geheimnisvoller Ferne zu vergüten, um was er die gäulichen Goldader gebracht hatte. Er ließ sich auch schon aus allen Städten, wo es Lotterien oder Agenden derselben gab, Lose kommen mit mehr oder weniger beschönigtem Einlage, und die daraus entfliehende Korrespondenz, der Empfang der Briefe wurde wiederum als ein Zeichen wichtiger Beziehungen und Verdienste vermerkt.

Schon hatte er mehr als einmal ein paar Gulden gewonnen und dieselben sofort wieder zum Erwerb neuer Lose

verworben, als er eines Tages von einem fremden Kollektor, der sich aber Bankier nannte, eine namhafte Summe empfing, welche hinfürte, jenen Reittagegedanken auszuführen. Er war bereits nicht mehr erkrankt über sein Glück, das sich von selbst zu verfliegen schien, fühlte sich aber doch erleichtert und besonders dem guten Wagner gegenüber beruhigt, welchen er seines guten Offens wegen sehr wohl leiden mochte. Anstatt aber kurz abzubinden, seine Schulden gütlich zu bezahlen und abzureiten, gedachte er, wie er sich vorgenommen, eine kurze Geschäftsreise vorzugeben, dann aber von irgend einer großen Stadt aus zu melden, daß das unerwartete Schicksal ihm verbiete, je wiederzusehen; dabei wollte er seinen Verbindlichkeiten nachkommen, ein gutes Ansehen hinterlassen und seinem Schneiberbeute sich aufs neue und mit mehr Umrüstung und Glück widmen, oder auch sonst einen anständigen Lebensweg erpählen. Am liebsten wäre er treulich auch als Schneidemeister in Golbach geblieben und hätte sich die Mittel geholt, sich da ein befriedigendes Auskommen zu verdienen; allein es war klar, daß er hier nur als Graf leben konnte.

Wegen des sichtslichen Vorzuges und Wohlgefallens, dessen er sich bei jeder Gelegenheit von Seiten des schönen Reitens zu erfreuen hatte, waren schon manche Nebenheiten im Umlauf und er hatte sogar bemerkt, daß das Fräulein ihn und wieder die Gäste genannt wurde. Wie konnte er diesen Wesen nun eine solche Ermüdung bereiten? Wie konnte er das Schicksal, das ihn soemalig in elendige hatte, so freudlos lägen lassen und sich selbst beschämen.

Er hatte von seiner Lotteriemann, genannt Bankier, einen Wechsel bekommen, welchen er bei einem Geldlager aus einlieferte; diese Periode umschloß abermals die gäulichen Meinungen über seine Person und Verdienste, da die soliden Handelsleute nicht im entferntesten an einen Lotterieverkehr dachten. An demselben Tage nun gab sich Strapinski auf einen städtischen Ball, zu dem er geladen war. In tiefer, einfaches Schwarz gekleidet, erschien er und veränderte sogleich den ihn Begleitenden, daß er genötigt sei, zu verreisen.

In zehn Minuten war die Nachricht der ganzen Versammlung bekannt und Neidchen, deren Anblick Strapinski suchte, schien wie erkrankt, seinen Blick auszuweichen, bald rot, bald blaß werdend. Dann tanzte sie mehrmals hintereinander mit jungen Herren, legte sie zerrent und schnell atmend und schickte eine Einladung des Polen, der endlich herangetreten war, mit einer kurzen Bedenkzeit aus, ohne ihn anzusehen.

(Fortsetzung folgt.)

Statt Karten.

Für die uns zu unsrer Verlobung erwiesenen zahlreichen Aufmerksamkeiten danken wir, zugleich im Namen unsrer Eltern, aufs herzlichste.

Pegau, 7. Januar 1929.

Charlotte Misselwitz
Arno Mahrenholz

Raucherzähne Die Spezialkonstruktion der Chlorodont-Zahnbüschelermachtigt das Reinigen und Weißputzen der Zähne auch an den Seitenflächen. Nur echt in blauweiß-grüner Originalpackung in allen Chlorodont-Verkaufsstellen.

Ausnahme- und Serien-Cage

nur bis Sonnabend, den 19. ds. Mts.

- | | | | |
|--|----------------------|-----------------------|----|
| 1/2 Pfd. Pinien | 63 | 1/2 Pfd. Grünchen | 58 |
| 1/2 " Pfannm | | 1/2 " Gries | |
| 1/2 " grüne Erbsen | | 1/2 " weiße Bohnen | |
| Kakas, 1/2 Pfd. Packung, nur 50 | | | |
| 1/2 Pfd. Malztaffel | 80 | 1/2 Pfd. Tafelreis | 62 |
| 1/2 " Würfelzucker | | 1/2 " gelbe Erbsen | |
| 1/2 " Kakao | | 1/2 " Schokoladenpfl. | |
| Blockschokolade, Block 500 gr. nur 98 | | | |
| 1/4 Pfd. Pfannm | 68 | 1/4 Pfd. Milchreis | 95 |
| 1/4 " Gries | | 1/4 " Spätzchen | |
| 1/4 " Kartoffeln | | 1/4 " Cremebrot | |
| Liebensteiner, Pfd. v. 60 | | | |
| 1 Tafel 100 gr Vollmilch-Schokolade | alle 3 Tafeln nur 98 | | |
| 1 Tafel 100 gr Vollmilch-Rüh- | | | |
| 1 Tafel Vollmilch-Schokolade | | | |

Herrmann

- Gaferflocken, 5 Pfd. nur 1 Mark**
- | | | | |
|---|----|---------------------------|----|
| 1/2 Pfd. Kofosflocken | 18 | 1/2 Pfd. Pralinen-Milchg. | 38 |
| 1/2 " Kofosflocken | | 1/2 " Anionidung | 55 |
| 1/2 " mit Schokolade | 55 | 1/2 " Pfefferminzbrud | 35 |
| 1/2 " gebr. Mandeln | 55 | 1/2 " Sch.-Bläsgen | 60 |
| Cremebrot, 1/2 Pfd. nur 38 | | | |
| Sämtliche Schlachtgewürze, Pfeffer 1/4 Pfd. nur 60 | | | |

Königin-Luise-Bund

Ortsgruppe Nebra
Dienstag, den 15. Januar
Monats-Versammlung
im Gasthof „Zur Wura“.
Von Mittwoch ab
frisch. Fisch
und grüne Heringe
Kroft, Bohnenstraub.

Gesucht für 1. Februar
2 Stuben, 1 Küche
Angebote an die Geschäftsstelle
dieser Zeitung erbeten.

**Mittwoch
frischen Fisch**
Grüne Heringe
Kreier-Sprotten
Fettbücklinge
empfehlen billigst
Herrmann.

Jnlett

echt türkischrot u. federdicht
beste Qualität
empfehlen preiswert
Alfred Glade, Nebra a. Anstr.

Am 16. Januar 1929 beginnt der große

Januar-Ausverkauf

Lassen Sie sich die günstige Kaufgelegenheit nicht entgehen.

Die Preise sind ganz gewaltig herabgesetzt!

Reste besonders billig!

Besichtigen Sie bitte die Ausstellung im Geschäft

Friedrich Krey·Inh.: Emil Krey

Das Leben im Wort

Nr. 2



Unterhaltungsbeilage



1929

„Fremdes Blut“

Novelle von Hans Walther

(Nachdruck verboten)
Zweite Fortsetzung

„Was —“ entgegnete Gundermann unwirsch. — „Nicht, ach was,“ meinte seine Frau energisch, „sondern wohl! Und im Grunde, Hans, bist du für das moderne Erziehungssystem doch recht eingenommen. Wie oft hast du geklagt: hätte ich dies und das in meiner Jugend haben können, wie gut und schön wäre es gewesen. Nun, wo sich deinem Enkel die Möglichkeit einer großzügigen Erziehung bietet, willst du selbst ihm die unterbinden?“

Lächelnd sah sie ihn an.

Er rückte erregt auf seinem Plaze umher. Stieß den Rauch seiner Pfeife in wohlgerundeten Ringen in die Luft, sagte aber nichts.

„Und dann, ist es nicht auch schön, wenn du das Geld, das du der Anstalt zahlen müßtest, für Peter auf einer Bank anlegen würdest? Mit den Jahren ergibt sich daraus eine hübsche Summe, die ihm später einmal sehr zugute kommen könnte; ganz abgesehen davon, würdest du dem Jungen auch eine ungeheure Freude machen, wenn du zu Wanders Wunsch ja sagtest.“

Und als nun am anderen Tage Steffen kam, da führte dieses Mal Frau Provisor die Unterhaltung. Ihr Mann nickte zu allem ja, denn er sah ein, daß sie wieder einmal vollkommen recht hatte.

Steffens Freude war groß. Er küßte der alten Dame die Hand und dankte ihr. Und auch Provisor Gundermann freute sich nun, die große Verantwortung in junge kräftige Hände legen zu können. — Als man Peter das Vereinbarte mitteilte, lief ein Zucken über sein Gesicht. Steffen, der ihn kannte, nahm ihn in die Arme: „Nun wollen wir zu dritt rechte Freunde sein, mein Junge.“ Aber das Weinen kam doch, und er hatte Mühe, den in allem Unglück Glücklichen zu beruhigen.

*

Die Jahre, die nun kamen, waren schön. Langsam entwuchsen Peter und Ilja dem Kindesalter, behütet und geführt von einem großen, weitsichtigen und gütigen Menschen. — Sie wuchsen und lernten. Die Körper blühten, und die Seelen reiften. — Und allmählich wurde es Ilja und Peter bewußt, daß sie sich liebten. — Es war an einem Maiabend. Der Mond stand in schmaler Sichel am dunkelblauen Himmel. Die Sterne glimmerten durch die Bäume.

Der Wind war lau und schaukelte die frühen Blumen. — Die beiden jungen Menschen saßen im Gartenstuhl, den Ilja's Mutter so geliebt. — Die rechte Seite des Raumes schmückte ihr Bild. Ein Malersfreund von Steffen hatte die geliebte Frau in ihrer braunen Süße, in ihrem schwebenden Tanze darauf festgehalten.

Manchmal sang nun Ilja ihre Lieder, die der Vater sie gelehrt. Und sie selber suchte sich zu den wiegenden Rhythmen kleine Tänze. — Auch an diesem Abend sang und tanzte sie:

Ueber die Heide reiten wir beide,
hur — huri — hull.

Schau, wie die Haselfrau, glitzernd im Morgentau,
die Aeste reckt.

Schrißschraff mein Rappe springt,
hei, wie dein Liedlein klingt,
liebster Gesell!

Ueber die Heide reiten wir beide,
hur — huri — hull.

Fort lief das eine Roß, sitz' nun auf deinem Echoß,
hur — huri — hull.

Ach, schon das Lager dort?

Schnell, reit' noch einmal fort! — hur — huri — hull.

— Noch während des Liedes war sie, durch die Lüfte tanzend, in den dämmerdunklen Garten geglitten. — Bald lockte ihr Rufsen Peter. — Ein neckisches Spiel fing an. — Hier und dort klang Ilja's Stimme. — Glaubte er sie nun bald haschen zu können, da tönte vom entgegengekehrten Ende des Gartens ihr Jubeln. — Peter lächelte froh. Einmal wird er sie doch fangen, einmal wird er sie doch in seinen Armen halten und sie nicht loslassen bis . . . — Sein Träumen aber hatte das Mädchen gar zu übermütig gemacht. — Leise war es herangefommen, hatte sich hinter ihn gestellt, und nun griff es mit raschen Händen in sein lockiges Haar, wollte den Ueberraschten recht nach Herzenslust zausen. — Da aber machte der Träumer auf. — Seine starken Arme schlossen sich blitzschnell um ihre Hüften. — Ilja versuchte mit aller Gewandtheit, sich zu befreien. — Es gelang ihr nicht. — Wohl hatte Peter Mühe, den sich biegenden, raschen Mädchenleib zu halten; doch ehe noch die kleine braune Ilja es verhindern konnte, küßte er sie warm und innig: „Liebes du!“ jauchzte er. — „Nicht,



Bis Hamburg begleitete sie Peter.

Schneestille

Don Alice Bachofen-Pfizer

Unendlich weite Flächen, weiß und langgestreckt,
vor meinen Blicken glitzern, ab und zu befleckt
von einer Wolke Schatten, die die Sonne deckt,
und ringsum tiefste Stille.

Am Horizont ein Kranz von blanken Zacken häumt
sich auf in blauen Äther, unten dicht umsäumt
von dunklem Wald, in dem die Winternacht verträumt
die Pflanze und das Tier.

Und Schweigen überall, das man zu hören meint,
als hätte die Natur in Ehrfurcht sich geeint
vor einer Urgewalt, die hier zu herrschen scheint
als unumschränkter Wille.

Ein Wille, zeitlos, der Weltwandel überbrückt,
der, ewig schaffend, seinen Zielen näher rückt,
von dem, — Glaube, der mein tiefstes Sein beglückt,
ein Bruchteil lebt in mir.

nicht," wehrte sie. — „Wohl, wohl," jubelte er. „Ich habe
dich lieb, so sehr lieb, so viel lieb, du! Liebes! Schönes! Und
mein sollst du sein, ja, immer, immer mein, du, ja?“ —
Da warf Ilja ihre Arme um Peters Hals und barg ihren
Kopf an seiner Brust.

Und Peter küzte sie und küzte sie immer wieder.
Und sie gingen langsam Seite an Seite durch den
mondbhellen Garten, und sie wunderten sich, wie alles so viel
schöner als sonst war. Und sie sagten es sich und freuten
sich und küzten sich von neuem.

Dann aber gingen sie zu Steffen Wandaer und
erzählten von ihrem Glück. Voller Freude umarmte er sie.

*

Nun bezog Peter die Universität in Bonn.
Einige Semester hatte er schon in München studiert.
Jetzt wollte er mit allem Fleiße sich auf den Doktor
vorbereiten, denn dann, sobald er auf eigenen Füßen
stehen konnte, wollten Ilja und er heiraten.

Während dieser Zeit reiste Steffen mit seiner Tochter.
Da ein Hollywooder Konzern schon länger mit ihm
wegen der Verfilmung seines großen Romanwerkes
„Ueber der Erde“ in Verhandlungen getreten war, so ge-
dachten sie, zuerst nach Amerika zu fahren.

Bis Hamburg begleitete sie Peter.
Traurigfüß waren die Abschiedsstunden für die beiden
Liebenden.

Peter stand am Kai, solange er auch nur ein
Bünkchen des sich in die Ferne verlierenden Schiffes
erschaffen konnte.

Für Ilja begann ein neues Leben. Wohl dachte sie
in inniger Liebe an Peter. Aber die Huldigungen, die man
ihr entgegenbrachte, ließen sie die Trennung nicht allzu
schmerzlich empfinden.

Ilja war eine so andere Erscheinung, als man
gewöhnlich Frauen auf großen eleganten Schiffen findet.
Sie hatte so gar nichts Mondänes und Maniriertes.
Fröhlich und unbekümmert und dabei voll Rasse war sie, die,
ohne es zu wollen, die männlichen Passagiere in Auf-
regung brachte. Dazu kam, daß sie die Tochter des
berühmten Schriftstellers war.

Aber auch ihr Vater war Gegenstand heller Be-
wunderung. Doch hier waren es die Frauen, die den
Berühmten bezaußern wollten. Seine wegen wechselte
man untertags doppelt so oft die Toilette, als es die
gestrenge Frau Mode vorschrieb. Seine wegen auch war
die Kokeretterie des Flirts um eine Nuance brennender, als
man es sonst gewohnt war; denn durfte man einen
Künstler mit denselben Mäßen messen wie jeden anderen?

Aber während Steffen über diesen Wettbewerb um
seine Zuneigung lächelte, geriet Ilja durch den Schwarm
ihrer Verehrer in eine gewisse Verwirrung.

Diese Männer waren so ganz anders als alle, die sie
bisher kennengelernt hatte.

Sie sagte Vater, nie Peter solche Worte.

Hatten sie denn zu Hause nicht gesehen, wie schön
Ilja war?

Diese Männer aber sahen es und sagten es ihr immer
wieder.

Auch die Freunde von Vater waren nicht wie sie ge-
wesen. Oft waren sie in Vaters Hause zu Gast, Wochen
und Monate lang, keiner aber hatte ihr, wie es Monsieur
de Bigne getan, gesagt, daß die Blut ihrer Augen sein Herz
verbrannt habe und er von morgens bis abends darum
an sie denken müsse. Und keiner auch hatte von ihrer
schönen Schlantheit gesprochen, wie es Mister Worths
getan.

Warum hatte dies Peter, der sie doch liebte, nicht
gesehen?

War es denn auch wirkliche Liebe, die er für sie trug?
Das dieser törichtigen Schmeicheleien so ungewohnte
Mädchen wurde unruhig und launenhaft.

Steffen, der die Huldigungen ihrer Verehrer von An-
fang an ungerne gesehen hatte, versuchte, mit aller Liebe
sein Kind über das Unrechte daran aufzuklären.

Aber zum erstenmal in ihrem Leben hörte Ilja nicht
auf den Vater. Sie wich ihm, der sie mit bangem Herzen
suchte, offensichtlich aus.

Es gab Tage, da sie sich nur bei den Mahlzeiten sahen.
Steffen bangte um Ilja. Es war die erste Krise im
Seelenleben des Mädchens. Wie würde sie ausgehen?
Sollte er das Kind doch zu sehr verwöhnt haben? Sollte
er ihm doch allzu freien Willen gelassen haben?

Ilja schien seine Sorge nicht zu kümmern.

Sie scherzte und lachte und lernte schnell von den
anderen Frauen das Kokettieren. Sie wußte bald, welche
Tönung des Puders ihrer Hautfarbe am besten lag. — Sie
wußte bald beim Sitzen und Stehen recht vorteilhafte
Stellungen einzunehmen, — sie wußte bald, wie die
Zigarette pikant zwischen den Lippen zu halten war, —
und tausenderlei lernte und wußte sie bald. Und so wurde
aus dem frischen Kinde ein mondänes Mädchen. Die
Verehrer ließen es an Anerkennung nicht fehlen.

Und doch war Ilja nicht mehr so davon beglückt wie
zu Anfang.

Doch wenn sie jetzt an Peter dachte, kam immer
ein Jörn über sie.

Warum hatte er dies alles nicht gesehen? Warum
mußten ihr nun fremde Männer sagen, wie schön sie sei?!
Sie wollte zwar diese Verherrlichungen nicht ent-
behren, aber wenn doch nur ein einziges Mal der dumme
Peter so gewesen wäre!

Und sie weinte voller Wut über die Dummheit Peters,
oder war es nicht Dummheit, sondern Schlechtigkeit
von ihm? Sah er es doch und sagte es nur nicht? Log er,
wenn er vorgab, er liebe sie über alles?

Ihr Weinen wurde stärker.
Sie wollte Peter nie mehr wiedersehen.

So traf Steffen sie, als er zu ihr kam. Zärtlich legte
er den Arm um ihre Schulter:

„Aber Lieblich, was gibt es denn?“
Ilja antwortete nicht.

„Ist etwas passiert, Kind?“ forschte der Vater.
Ilja schluchzte.

„Nun, eine so große Dame, wie meine Ilja sein will,
darf nicht weinen.“ — „Ich weine ja gar nicht.“

„Nein, du weinst nicht,“ beruhigte Steffen und strich
ihr über das Haar. „Aber nun sage mir, was dir ist, Kind.“

„Nichts!“
„Nichts, wirklich?“ — „Ja, wirklich nichts.“

„Dann wollen wir aber auch die Tränen abwischen,
ja?“ Und er tat es mit Iljas winzigem Spitzentuch.

„Du, ich brauch' noch eines, das ist schon passchnaß,“
lachte Steffen und schwenkte das weiße Tuch lustig.

Ilja ging, schon ein wenig lächelnd, ein neues zu
holen.

Dann bot ihr der Vater eine Zigarette an. Erstaunt
nahm sie Ilja. Wie seltsam, dachte sie, sonst leidet Vater
nicht, daß ich rauche.

„Wie gefällt dir denn unsere Reise?“ fragte er sie.

„Oh, gut!“

„Ja, du bist ja meistens recht vergnügt. Bald werden wir in New York sein. Fällt es dir nicht schwer, von allen Abschied zu nehmen, die jetzt um dich sind?“

„Ja antwortete nicht. Es war eine Weile still. Dann sprach Steffen, wie sinnend, weiter:

„Ich glaube eigentlich nicht, daß es dir schwer fallen wird, denn du hast ja Peter recht schnell vergessen.“

„Nein!“ „Ja war aufgesprungen und hatte mit dem Fuß gestampft. „Nein, ich habe ihn gar nicht vergessen, aber ich will ihn vergessen.“

Aufmerksam hatte ihr Vater sie beobachtet: „So, du wirst ihn vergessen?“

„Er hat ja gelogen. Er hat mich ja doch nicht lieb!“

„Was?“ staunte Steffen. „Peter hat gelogen? Peter hat dich nicht lieb? Bitte, erkläre mir das doch näher.“

„Und es ist wahr!“ rief „Ja erregt. „Gätte er mich lieb, so wäre er anders zu mir gewesen.“

„Ander zu dir gewesen? Aber „Ja, was heißt das? War Peter nicht immer gut und lieb zu dir?“

„Nein!“ flammte das Mädchen auf. „Eben das war er nicht. Hat er mir einmal gesagt, daß ich schön bin, hat er einmal gesagt, daß er ohne mich nicht leben kann?“

„Halt, mein Kind,“ unterbrach der Vater sie. „Gewiß hat Peter dir dies alles gesagt.“

„Nein!“ schrie „Ja. — „Nein!“

„Doch, Mädchen,“ widersprach Steffen, „Peter hat dir dies alles gesagt und oft gesagt, mir nicht in so unverschämter Weise, wie man es dir hier tagtäglich zugeklüffelt hat. Er hat dir tausendmal gesagt, daß du schön bist, und tausendmal, daß er ohne dich nichts ist und nichts sein will. Aber nicht so laut und grob, daß du vor Scham hättest davonlaufen müssen, sondern fein und lieb, wie es seine Art ist. Und wenn du nur ein wenig nachdenkst, mein Kind, und vergleichst das Getue und Treiben der meisten Herren hier mit Peters Liebe, so solltest du wirklich unterscheiden können, daß auf seiner Seite das Wahre und auf der anderen die Lüge ist.“ (Schluß folgt.)

Möwen

Stizze von Brigitte v. Arnim.

Der ihren Namen nennt, der denkt an das Meer, an das freie, weite, unendliche Meer. Er sieht im Geist die Wogen auf den Strand rauschen und hört den Wind über die Dünen dahinbrausen. — Meer-vögel sind die Möwen. Freiheit ist ihr Leben, ein frohes Spiel zwischen Wolken, Wind und Wellen. Sie lieben die unbegrenzte Weite des großen Wassers, sie ist ihr Element. Und wer ihren Schrei gehört hat, diesen schrillen, jauchzenden Schrei, mit dem sie sich dem Sturme entgegenwerfen, — der kann sie begreifen.

Ich verstand sie. Ich habe sie oft auf der See gesehen, im Sommer, wenn ich die Freude suchen ging. Unermülich die schlanken Körper hebend und senkend, folgten sie meinem Schiff, das über das blaue Wasser dahin seine stolze, ruhige Straße zog, ganz unbeirrbar. Ihre schmalen, langen Flügel schimmerten hell im Licht, und sie waren ganz trunken von Sommer, Wind und Sonne.

Heute habe ich sie wiedergesehen. Ueber dem engen Kanal kreuzten sie, schossen ängstlich hin und her, und ihre weißen Schwingen streiften das dunkle Wasser, das ölig und träge zwischen den hohen Hänsern der Großstadt dahinschloß. Unermülich strichen sie über das stille, eingedämmte Gewässer, — aber sie schrien nicht mehr! Sie hatten ihren Schrei vergessen, diesen großen Freundschaftsschrei, der dem unendlichen Meer gehörte und mit dem der schmale, dunkle Kanal nichts anzufangen wußte.

Bisweilen schwangen sie sich hoch hinauf in die Luft, den Sturmwind suchend, aber was sie fanden, war ein schwacher Luftzug, mit dem zu kämpfen sich nicht lohnte. Und lautlos fielen sie dann wieder zurück. Nur Dächer waren da oben zu sehen, schwarze, ruffige Großstadtdächer, auf denen dünn und schmutzig der Schnee lag.

Regungslos lag das Schiff, dem sie gefolgt waren, vor Anker. Seine Ladung wurde angefrachtet. Fern war das Meer. —

Und die weißen Möwen strichen über den Kanal, rastlos, ohne Ruhe zu finden, — wieder und immer wieder.

Und ich dachte so von ungefahr an die Seelen der Sehn-suchtsmenschen, die nach Licht und Freiheit dürsten und zwischen den grauen Steinmauern des Alltags zugrunde gehen. — —

Mutter

Von Erna Stamer.

Ein kleiner, blanker Fensterstein in alten, morschen Fensterrahmen sitzt seit Jahren ein altes Mütterchen — strickend. Sie hat fünf Kinder geboren, hat sie umhert und gepflegt, hat für ihren Mann, den Ernährer der Kinder, gelebt und gebangt — davon ist sie grau geworden, ihr Rücken hat sich gebeugt, wundgestoßen sind ihre Hände, zerrissen, vernarbt, hart, ohne Gefühl. Ist ja kein blonder Scheitel oder brauner Lockenkopf mehr da, dessen erhitztes, krauses Hirn nach ihren beruhigenden, alles gutmachenden, streichelnden Händen verlangt, ist ja kein Mann mehr da, der die dargereichte Suppe und das Brot aus diesen Händen mit Selbstzufriedenheit und Behagen ißt. — Zu was ist sie jetzt noch da? Der Mann war gestorben, die Kinder haben alle bei einem anderen Menschenteinde ihr Glück gefunden — die Mutter blieb übrig.

Sie rückt jetzt die Brille auf die glatte, kalte Nasenspitze, und über die Brillengläser hinweg sah sie durchs Fenster, hinaus in die kahlen Zweige eines Baumes, den der Sturm erbar-mungslos hin und her bog. „Was rüttelt der Wind so an ihm?“ dachte die Mutter. „Er hat ja schon alles hergegeben, was er nur hatte, kein Blättchen hängt mehr an ihm, alles ist von ihm abgefallen, alles!“ — Aber er hatte seine Aeste, seine Zweige, der Baum, die streckten sich ihm entgegen, dem Leben, der Wärme — und ergaben sich nicht. Sie krallten sich nach oben, die Aeste, dem Himmel entgegen, woher die Sonne kommt, das Leben, die Wärme.

Die Mutter legte ihr Strickzeug aus der Hand und ergriff einen Brief, den der Älteste ihr geschrieben hatte. „Meine liebe, gute Mutter!“ stand darin. „Die warmen Strümpfe, die Du mir geschickt hast, wie haben sie mir wohlgetan. Ich bin den ganzen Tag in der Kälte, im Freien, wie schön warm sind meine Füße! Habe recht vielen Dank! Dein Wilhelm.“

Und dann ergriff sie den Brief des Zweitältesten: „Geliebte Mutter! So eine herrlich wärmende Milke hatte ich seit Jahren nicht um meine Ohren! Der Wind pfiß und pfiß — ich spürte nichts! Mir war es, als läge mein Gesicht zwischen Deinen lieben, warmen Händen, als ich noch Dein kleiner, lieber Bub war. Dein Erich.“

Immer wärmer wurde das Lächeln in der Mutter Gesicht, und sie ergriff das dritte Schreiben:

„Mein liebes Mütterchen! Du zauberst! Wollene Fä-dchen hast Du mir für die Kinder geschickt, zwei wollene Fä-dchen, eins für den Vuben und eins für das Mädelchen, und sie sehen so herzig darin aus und stecken so warm! Wie gut und lieb Du bist, Mütterchen! Deine Lieselotte.“

Das waren die Sonnenstrahlen, die der einsamen Mutter ins Leben fielen, die ihrem Leben Glück und Wärme gaben, und sie ergriff die glänzenden Stricknadeln und ihr Strickzeug wieder, und fleißig klapperten die Nadeln aneinander und stiegen lustig schwabend immer höher, immer höher an dem dicken, langen Schal, der wieder für das nächste der Kinder bestimmt war. Und die Nadeln wußten, wenn sie dann aus dem Schal gezogen waren und er fertig war, dann lagen sie ein paar Tage un-tätig auf dem Tisch und warteten mit der Mutter zusammen auf den Briefträger. Und wenn er dann kam! Da blizten sie freudig auf, die Nadeln, wie der Mutter Gesicht, wenn der Briefträger aus blankgeputzte Fensterrahmen klopfte, das sich öffnete im morschen Rahmen, um wieder einen Sonnenstrahl ins Stübchen huschen zu lassen. Und dann war das Mütterchen wieder tagelang glücklich, als schiene draußen hell die Sonne, und als wäre dieses, junges, grünes Laub übergelb drüben an dem Baum, der seine kahlen Aeste gen Himmel reckt.

Felzjagd

Von Dr. Fritz Stowronnet.

Die deutschen Jäger haben seit jeher einen scharfen Kampf gegen das vierbeinige Raubzeug geführt, lange Zeit hindurch ohne pekuniären Vorteil, denn die niedrigen Preise für Pelzwerk lohnten nicht die angewendete Mühe. Die treibende Kraft war das Bestreben, dem kleinen Nutzwild: Hasen, Kaninchen, Rebhuhn und Fasan Ruhe und Sicherheit gegen seine Verfolger zu schaffen. Der schlimmste Feind, der Wolf, war bereits Mitte des vorigen Jahrhunderts als Standwild ausgerottet. Nur in den Grenzbezirken des Ostens und Westens erschienen einzelne ab und zu als ungetretene und unliebame Gäste, die im Winter bei der ersten „Neuen“ eingekreist und zur Strecke gebracht wurden.

Da sie in den letzten Jahren in Polen zur Landplage geworden sind, suchen sie jetzt die ostpreussischen Grenzorten öfter und in größerer Zahl heim, ja, es ist schon mehrmals ein Gehetz junger Wölfe gefunden worden. Die ostpreussischen Jäger sind aber scharf hinterher und haben sich bis jetzt noch immer der gefährlichen Gäste, die unter dem Rehbestand großen Schaden anrichten, zu erwehren gewußt. Daß auch von Zeit zu Zeit ein Luchs sich bis nach Preußen verirrt und dort erlegt wird, sei nebenbei bemerkt.

An vierbeinigen Raubtieren beherrscht jetzt Deutschland den Fuchs, den Baum- und Steinmarder, die beiden Wieselarten, den Fitis und den Fischotter. „Meister Reineke“, wie die Jäger ihren roten Widersacher nennen, ist vor dem Kriege in vielen Gegenden Deutschlands nahezu ausgerottet gewesen. Nicht alle Jäger waren mit diesem Vernichtungskrieg einverstanden. Sie sind der Ansicht, daß der Fuchs nicht nur dasselbe Recht auf Existenz besitzt wie jedes andere Tier, sondern daß er auch durch Beseitigung der Schwächlinge im Jagengescheh eine wichtige Rolle zu spielen berufen ist.

Während des Krieges, als die ewigen Nachtstellungen aufhörten, vermehrten sich die Füchse in überraschender Weise. Aber danach begann nicht wieder der Vernichtungskrieg, denn der Fuchsbalg hatte inzwischen einen Wert gewonnen, der es den Jagdbesitzern gut erscheinen ließ, den Rotrod nicht schon im Sommer abzugeben und die Jungen durch Ausgraben der Bane zu vernichten, sondern ihn erst im Winter zur Strecke zu bringen. Ja, in manchen Gegenden, wo die wilden Kaninchen überhand genommen haben, schont man ihn ganz, weil er sich als bester Verbündeter gegen die Landplage erwiesen hat. — Man stellt Meister Reineke auf vielerlei Art nach. Bei Treibjagden wird er regelmäßig zur Strecke gebracht, denn er hält stets den „Baß“ ein und kommt, trotz seiner angeblichen Schlauheit, sorglos auf die Schützenkette angeschnürt, sobald die Treiber anfangen, Lärm zu machen. Selten kommt es vor, daß er sich seitwärts aus dem Jagden herauschleicht oder gar durch die Treiberkette bricht.

Eine beliebte und erfolgreiche Jagdart ist das „Fuchsriegeln“. ... Bei der „Neuen“, d. h. wenn nachts frischer Schnee gefallen ist, spürt der Jäger sein Revier ab und folgt der Spur des Rotrods, bis sie in einem Dickicht verschwindet. Dort stellt er sich an, während sich ein Treiber von der anderen Seite her durch Husten und Aufklopfen mit dem Stock bemerkbar macht. Ist ein Fuchs im Dickicht, so kommt er bald auf seiner Spur angeschnürt und wird auf die Decke gelegt.

Die meisten Füchse werden im Eisen gefangen. Früher verwendete man dazu den „Schwanenhals“, ein ungefüges Gerät mit großen Bügeln, die nur zuschlugen, wenn Reineke einen dazwischen liegenden Brocken aufnahm. Durch eine scharf duntende Witterung suchte man den Fuchs an den Fangplatz zu locken. Durch die übertriebene Vorsicht, die man beim Auslegen des Eisens beobachtete, erreichte man meist das Gegenteil dessen, was beabsichtigt war, man erreichte das Mißtrauen des Rotrods. Er nahm nur die ringsherum ausgelegten Kirtroden auf, ließ jedoch den Fangbrocken

unberührt. Schließlich ergab die Erfahrung, daß Meister Reineke gar nicht so schlau und mißtrauisch ist, und daß er viel leichter zu überlisten ist, als man früher geglaubt hatte. Man lockte ihn durch eine Schleppe, zu der man ein frisch geschossenes Kaninchen oder noch besser eine angebratene Stake verwendete, an den Fangplatz, wo zwischen den Brocken am Boden einige Stellen aufgetragt waren. Sie wurden immer wieder mit einem Ast aufgerauht, bis sich der Fuchs an diese Tatsache gewöhnt hatte. Dann erst legte man die Eisen aus, die mit der aufgetragten Erde leicht bedeckt wurden, so daß Reineke keine Veränderung merkte. Man verwendete auch keinen Schwanenhals mehr, sondern die leichteren Tellereisen, die zuschnappen, wenn man den Feller berührt. Dann tappt der Rotrod schon meistens in der nächsten Nacht in eines der Eisen.

Sehr erfolgreich erweist sich ein Luderplatz, den man schon im Sommer anlegt und mit den Kadavern gefallener Haustiere bedeckt. Er wird mit einem fußtiefen Graben umgeben, von dem nach allen Seiten ebensolche Rinnen ausgehen, deren Sohle immer rund gehalten wird. Es dauert nicht lange, bis Reineke sich daran gewöhnt und die Gräben entlang, um an das Luder zu schleichen. — Sobald er nach dem ersten Frost seinen Winterbalg angelegt hat, werden ihm die Eisen gelegt, in denen er sich alsbald fängt. Es lohnt sich auch, die Eisen in die tiefen Wasserfurchen auf dem Felde zu legen, die bei seinen nächtlichen Streifzügen gern als Deckung von ihm angenommen werden. Schon nach wenigen Tagen ist die aufgetragte Stelle nicht mehr zu erkennen und erregt in den Häubler kein Mißtrauen mehr.

Den Baum- oder Edelmarder fann man bei einer „Neuen“ auf seiner Spur „ausmachen“. Ist er auf seinen Streifzügen nachts eine Strecke weit von Wipfel zu Wipfel abgesprungen, so verrät er sich durch die Schneefurche, die er dabei abgeworfen hat. Hört die Spur auf, so muß man ihn in seinem Tagesversteck zu entdecken suchen. Mit Vorliebe benutzt er dazu das Nest eines Eichhörnchens. Mit weniger Mühe fängt man ihn in seiner Duschke, einer Falle, die ihn todtrüdt, wenn er den Köder ergreift.

Der Steinmarder bezieht zum Winter gern Scheunen oder Stallgebäude. Sobald seine Spuren auf dem mit Schnee bedeckten Dach seine Anwesenheit verraten, wird er „ausgehopt“. Die Jäger stellen sich draußen an, während ein paar Jungen aus dem Dorf, die dabei gern helfen, mit leeren Blechbüchsen, Deckeln und ähnlichen Instrumenten eine gräßliche Musik vollführen. Sie muß dem Marder so schrecklich vorkommen, daß er bald aus dem Gebäude flüchtet und dabei erlegt wird. Man fängt ihn auch mit Siderheit in einem Eisen, das man auf die Stelle legt, wo er nachts vom Dach herabspringt. — Die beiden Wieselarten fängt man meistens in Kaitenfallen, die man in trockenen Gräben, am besten unter einer Drumme, aufstellt. Die kleinen Häubler sind gewöhnt, in dunkle Höhlen zu kriechen, und gehen arglos in die Falle, die hinter ihnen zuschlägt. Man hat im allgemeinen keinen Begriff davon, wie groß die Zahl des kleinen Raubgefiedels ist, das auf dem Lande in nächster Nähe des Menschen wohnt. Bei dem jetzigen Preis für Rauchwerk lohnt es sich daher, ihnen eifrig nachzustellen. Der Fitis kommt weniger häufig vor, ja, er ist als selten zu bezeichnen. Auch wegen des entsetzlichen Dufstes, den er von sich gibt, wird ihm wenig nachgestellt.

Der Fischotter ist fast nur im Eisen zu erbeuten, das man ihm auf die Stelle legt, wo er aus dem Wasser zu steigen pflegt, um seine Lösung abzusehen. Es muß an einer Kette verankert werden, die so lang ist, daß er mit dem Eisen in das Wasser flüchten kam, wo er von dem Gewicht ertränkt wird. Der hohe Preis, der für sein kostbares Pelzwerk gezahlt wird, hat ihm so heftige Nachtstellungen zugezogen, daß er nirgends mehr häufig ist.

Der Wert der Felle, die alljährlich von dem deutschen Wildwert in den Handel gebracht werden, ist sehr bedeutend. Wenn sie auch den Bedarf an Rauchwerk nur zu einem verschwindend geringen Teil decken, so helfen sie doch die Kosten verringern, die der Betrieb der Jagd verursacht. Das trägt auch dazu bei, daß die Jäger das Raubzeug nicht ausrotten, sondern so weit schonen, wie es sich mit dem Hauptzweck der Jagd vereinbaren läßt.



„Wie geht es eigentlich Ihren beiden Brüdern, Herr Meier?“ — „Danke, einem geht es ausgezeichnet, und der andere ist jetzt verheiratet.“
Originalzeichnung von Fleming.

Druck der Otto Elsner Buchdruckerei A.-G., Berlin S 42. — Verantwortliche Schriftleitung: Ulrich von Neuhoff, Berlin-Wilmersdorf.
Beiträge sind (mit Rückporto) nur an die Schriftleitung Berlin S 42, Dronienstraße 140, zu senden.

Nebrer Anzeiger

Amliches Blatt des Magistrats, der Polizeiverwaltung und des Amtsgerichts der Stadt Nebra

Erscheint wöchentlich dreimal: Dienstag, Donnerstag und Sonnabend mit den illustrierten Wochenbeilagen: „Das Leben im Bild“ und „Das Leben im Wort“
Bezugspreis für einen Monat: Bei der Geschäftsstelle und den Postämtern 1.10 RM.

Schriftleitung: Wih. Sauer in Koblentz.
Druck, Verlag und Briefadresse: Sauerische Buchdruckerei, Koblentz.
Geschäftsstelle in Nebra: Frau Kaufmann Weis, Markt 34/35.
Fernsprecher: Amt Koblentz Nr. 21. — Postfachkonto: Leipzig Nr. 22832

Anzeigen kosten: die 49 mm breite Millimeterzeile 6 RM, die 90 mm breite Millimeterzeile im Weltmarkt 20 RM. Anzeigenannahme an Drucktagen bis 12 Uhr mittags.
Bankkonten: Stadtparität Nebra — Bankverein Nebra.

Nr 7

Dienstag, den 15. Januar 1929

42. Jahrgang

Preußens Verwaltungsreform

Seit mehr als 20 Jahren geistert nimmer der Plan einer Verwaltungsreform durch die Politik Preußens. Bereits mehrere Male sind Anlässe gemacht worden, um diese Idee in die Welt politischer Realitäten zu übertragen, wobei zahlreiche Einzelentwürfe auch schon vor das Forum des Landtags gekommen waren, ohne daß sich jedoch in den ausschlaggebenden Punkten eine Einigung hätte erzielen lassen. Seit im Jahre 1909 einer *Immédiatmission* der Auftrag gegeben worden war, Vorschläge zu einer Vereinfachung der preußischen Verwaltung zu machen, haben sich Große und Geringe, darunter Männer wie der Unterstaatssekretär *M. L. G. G.* und der spätere Innenminister und jetzige Präsident des Oberverwaltungsgerichts *D. C. W.*, an dem Problem versucht. Aber immer wieder scheiterten alle Vorlagen an dem Widerstand des preußischen Parlaments, wobei es weniger die großen Grundlinien der vorgelegten Pläne waren, die das Schicksal solcher Entwürfe besiegelten, als vielmehr die zahllosen kleinen Einzelfragen. Wie es leider die *Entartung* der parlamentarischen Sitten unserer Zeit mit sich führt, klammerten sich die Parteien an die Details, und der große Vereinfachungsgedanke ging in langen und nutzlosen Einzeldebatten unter.

Der Plan zu einer Reform der allgemeinen preußischen Staatsverwaltung und des geltenden kommunalen Rechts, den der preußische Innenminister *Grzesinski* in programmatischen Erklärungen vor der Presse jetzt angeklündigt hat und der demnächst den preußischen Landtag beschäftigen wird, paßt nun die Sache benutzt zum andern Ende an. Er verzichtet zunächst auf eine eingehende Darstellung der geplanten Maßnahmen im einzelnen und legt die großen Linien einer Vereinfachung des preußischen Verwaltungsprinzips und Verwaltungsapparates dar, der den Rahmen zu einem durchgearbeiteten, einheitlichen Plan bilden soll. Es ist nicht zu leugnen, daß der Zeitpunkt für eine Vereinfachung des laatsbürokratischen Apparates vom politischen Standpunkt aus, wenn vielleicht auch nicht tatlich günstig, so doch praktisch richtig gewählt ist. Der Gedanke der *Reichsreform* ist uns ausföhrbar in den Gedankenfragen der Defensivpolitik übergegangen, und es ist sicher richtig, daß der Minister selbst diesen Tage in einem Berliner Blatt im einzelnen darlegte, die staatliche Verwaltungsreform — richtig gesehen eine notwendige Voraussetzung für die Reichsreform sein wird, gleichgültig, wie diese letztere später im einzelnen aussehen wird. „Der Verwaltungsapparat“, so heißt es in dem Artikel *Grzesinski*, „wie er jetzt in den einzelnen Ländern vorhanden ist, wird auch für den *Reichsreform* ein *unentbehrlich* sein, gleichgültig, in welchem Maße er *dezentralisiert* sein wird.“

Aus diesen Ausführungen des für die preußischen Verwaltungsreformpläne heute maßgebenden Mannes geht schon ein Hauptgedankepunkt hervor, unter dem der Umbau des Verwaltungsapparates vor sich gehen muß: Die staatliche Verwaltungsreform muß von vorneherein auf die Zukunft zugeschnitten sein, und zwar nicht nur, was das Land angeht, zu dessen Gebrauch sie aufgestellt wird, sondern auch hinsichtlich der Bedürfnisse, die sich aus dem Verhältnis zum Gesamtreich ergeben. Gemäß der bisherigen Stellungnahme der preußischen Regierung zur Reichsreform tritt hierbei in dem Plan *Grzesinski* der Gedanke in den Vordergrund, daß die Zentralstellen des Reiches zur effektiven Durchführung einer Reihe reichsweiter Angelegenheiten nicht in die Notwendigkeit versetzt werden, sich einen eigenen Behördenunterbau zu schaffen, daß sie sich vielmehr jeweils der dazu geeigneten Landesbehörden bedienen können, denen die betreffenden Angelegenheiten auf dem Wege der Auftragsvermittlung (ein Beispiel hierfür haben wir bereits bei der Reichswasserstraßenverwaltung) übertragen werden. Es ist dabei allerdings zu bedenken, daß der Reichstag den entgegengesetzten Standpunkt vertritt und die Auftragsverwaltung durch einen reichsweiten Behördenapparat ersetzen möchte. Sie aber nun einmal Vereinfachung und Vereinheitlichung das Ziel sowohl der Staatsverwaltungs- als auch der Reichsreform, so gilt es vor allem, dem unfehligen Durcheinander der Instanzen, dem schwerfälligen und kostspieligen Nebeneinander gleichartiger Dienststellen ein Ende zu machen. Die Liste dieser Fälle ist nicht gleichgültig. Für was alles haben wir nicht gleichgültige Verwaltungen in Ländern und Reich? Angefangen von den Bauverwaltungen, Fortverwaltungen, Staatlichen Lehrern, Polizeibehörden, Kommisariaten usw. bis zu den Zöllen, wo die gleichen Gebiete sowohl von Reichs- wie von Landesbehörden bearbeitet werden müßten, wie



bis zum 1. April zu erledigen.

Auf Grund von Substraktionen sind in der Presse verschiedene Einzelheiten über den Haushaltsplan bereits jetzt bekannt geworden, obwohl eine offizielle Veröffentlichung noch nicht erfolgt ist. Danach balanciert der Etat mit rund 10 Milliarden Mark. Infolge der erhöhten Leistungen für die Reparationen beträgt das Defizit rund 500 Millionen, die sich auch durch Einparungen nicht verringern lassen sollen. Zur Deckung dieses Fehlbetrages ist geplant, die *Werksteuer* um rund ein Drittel zu erhöhen, so daß fast 370 Millionen daraus entnommen werden können. Weitere 100 Millionen sollen aus einem *Verbreitungs* des Spirituosenmonopols gewonnen werden. Durch Steigerung der Sätze für die großen Vermögen wird eine wesentliche Erhöhung der Vermögensertragssteuer und eine geringere Erhöhung der Erbschaftsteuer herbeigeführt werden. Auch die *Werksteuer* soll ihre Abgaben an das Reich erhöhen, während die Anteile der Länder an den Uberschüssen der großen Reichsteuern um rund 100 Millionen gestützt werden sollen.

Diese Ausführungen wurden von zuständiger Stelle zwar nicht bestätigt, vielmehr betonte man, daß es sich hier um *Annahmen* handelt. Es ist ja aus Weiterem möglich, sogar wahrscheinlich, daß bei der Beratung innerhalb des Reichsministeriums der Haushaltsplan noch einer *Änderung* unterzogen wird. Schon jetzt rechnet man damit, daß der Plan auf nicht geringe Schwierigkeiten auch in der Reichsregierung stoßen wird. Um so komplizierter dürfte sich dann die Verhandlungen in den Parlamenten gestalten.

Das deutsche Parlament.

Nächste Reichstagsungung voranschifflich am 24. Januar.

Berlin, 14. Januar.

Reichstagspräsident *BBB* geht dem *Wahlern* den 24. Januar als Zeitpunkt für den *Wahlern* der *Arbeits* des Reichstagsplenums vorzuschlagen. Ob dieser Tag festgehalten werden kann, hängt allerdings noch von der *Erledigung* der Vorlage über die *Wahlern* des Reichstags ab.

Im Sitzungssaal des Reichstages werden augenblicklich *Änderungen* vorgenommen, durch die die bisherigen *Signalvorrichtungen* zur Herbeiführung der *Wahlern* in den Sitzungssaal und zur *Unterstützung* der in *Redenräumen* befindlichen Abgeordneten über die *Vorammitteln* im Sitzungssaal selbst verbessert werden sollen. Bei dieser Gelegenheit sollen auch *Verträge* mit einigen *Unterbreitern* gemacht werden.

Doincare macht Vorbehalte.

Deutschland soll für Frankreichs Kriegsschulden haften.

Paris, 14. Januar.

Zur Verlesung der *Abklärung* der Kammer ergreift *Ministerpräsident* *Doincare* das Wort zu längeren Ausführungen, wobei er auch auf *Frankreichs* Vorbehalte in bezug auf die *Reparationskonferenz* zu sprechen kam. Er führte dabei u. a. aus:

Die *Gläubigerregierungen* haben Wert darauf gelegt, Deutschland die *Natur* und die *Bedeutung* ihrer gegenwärtigen Ansprüche mitzuteilen. Deshalb sind sie einmütig

der Meinung gewesen, die *Vorsichtsmahnahme* zu ergreifen, Deutschland über das *Mindestmaß* zu unterrichten, das sie annehmen könnten. In einer *Note* hat die *französische* Regierung erklärt, daß ihr genügend

Hohe Summen vorbestehen können, um ihre *Reparations* an *Amerika* leisten zu können und eine *Entschädigung* zu erhalten, um ihre *Abgaben* zu decken. Deutschland hat *Vorbehalte* gemacht, aber es hat keine *Zustimmung* zu der *Ernennung* der *Sachverständigen* gegeben. Ich hoffe aufrichtig, daß nach *aufmerksamer* Prüfung der *Sachverständigen* sich anerkennen wird, daß die *französischen* Forderungen mäßig sind, daß die *ges. w.* wärtigen *Forderungen*.

der *bedürftigen* Zahlungsfähigkeit angepaßt sind und daß der *Bericht* *Barter* *Gilberts* eine geeignete *Unterlage* für die *Verhandlungen* bildet. Wenn der *Aus* *schuß* nicht zu dem *Ergebnis* kommen sollte, wird man an *Dawsonplan* gerichtet

müssen, da dieser solange *befestigt* wird, bis er durch eine *andere* Lösung ersetzt werden kann. Wenn aber der *Aus* *schuß* wie ich hoffe, eine *Lösung* findet, die den *Interessen* der *Gläubiger* und den *bedürftigen* *französischen* *Landes* entspricht, so wird die *Stellung* *Frankreichs* gegenüber seinen *Gläubigerstaaten* bedeutend *gehoben*. Die *französischen* *Schulden* sind dann *garantiert* durch die *Zahlungen* *Deutschlands*. Das ermöglicht vielleicht eine *neue* *Beurteilung* der *Schuldenfrage*.

Vertrauensvotum für die Regierung.

Bei der *Abstimmung* über die von den *Radikalsozialisten* eingebrachte *Tagesordnung* in der *Nachmittag* der *französischen* *Kammer* wurden 317 dagegen und 233 *Stimmen* dafür abgegeben. Die *Regierung* verfügt daher bei der *ersten* *Abstimmung* über eine *Majorität* von 64 *Stimmen*.

Am *Sonabend* *sechs* *Uhr* vor 14 Uhr fand die *Interpellationsdebatte* in der *Kammer* dann mit einem *Ver* *trauensvotum* für *Doincare* ihren *Abschluß*. Dafür *stimmten* 325 und dagegen 251 *Abgeordnete*, so daß die *Regierung* über eine *Majorität* von 74 *Stimmen* verfügt.

Die Bedeutung der letzten Pariser Kammerdebatten

Paris, 13. Januar.

Knapp drei *Dutzend* *Abgeordnete* waren es, deren *Stimmen* dem *angebildlichen* *Kabinet* *Doincare* das *Vertrauensvotum* der *französischen* *Kammer* gesichert haben. 325 *Stimmen* für die *Regierung* fanden bei *zehn* *Enthaltungen* einer *Minorität* von 251 *Stimmen* gegenüber. Es ist dies, wie man aus *angeführten* *Worten*, ein *sehr* *bedeutendes* *Resultat* für einen *Regierungschef*, der sich unter *anderen* *Bedingungen* noch *letzter* *vor* *zwei* *Jahren* lang auf eine *solche* *Majorität* von 425 *Stimmen* stützen konnte.

Und dabei ist es nicht einmal die *Stimmzahl* als solche, die *tröster* *über* *seine* *bedeutenden* *Stimmen* das *Charakter* *testifiziert* für die *Lage* des *Kabinetts* *Doincare* bildet, vielmehr ist es die *Zusammensetzung* des *Blades*, auf den der *allgemeine* *Abdruck* sich *stützt*, die für die *Lage* in *Frankreich* kennzeichnend ist.

Doincare hatte das *Parlament* aufgefordert, der *Regierung* *en* *de* *re* *gieren* zu zeigen, auf welche *Parteien* sie rechnen könne. Er hat eine *sehr* *deutliche* *Antwort* erhalten! Die *Chamunisten* und *Reaktionäre* aller *Farben* haben sich um ihn *geschert*, aber die *gesamt* *verpflichtungsbewusste* *Kräfte* *in* *der* *republikanischen* *Schicht* *haben* *ihnen* *ihre* *Stimmen* *gegeben*.

Es liegt eine gewisse *Tranquilität* darin, daß *Doincare*, an dessen „*Republikanismus*“ im Sinne der *Terminologie* der *französischen* *Politik* nicht zu zweifeln ist, an der *Spitze* einer *Koalition* steht, die seinen eigenen *Überzeugungen* *absolut* *nicht* *entpricht*, und daß er also die *Politik* einer *Majorität* machen muß, die niemals seine eigene *gewesen* ist. Besonders *unangenehm* muß dieses *Resultat* für die *den* *republikanischen* *Schichten* *nachstehenden* *Minister* sein, die etwa für *Painlevé* oder *Briand*, die doch vor einem *Tag* zusammen mit *ausgesprochenen* *Führern* der *Linken* wie *Herriot* die *Stimmung* der *Verständigungsbewegung* bildeten und nun *Minister* einer *Gruppierung* sind.

„Inseln des Nationalismus“ den „blois national“

„Inseln“ *angebeuteten* *noch* *bei* *meinem* *Wahlern* *ist* *schon* *in* *der* *Kammer* *trübend* *sein* *begreifenswerter* *Resultat* *hatte*, so ist dies in den *Worten* *Doincare* zu *sehen*. „Wenn *Frankreich* *lediglich* *von* *egoistischen* *Rückblicken* *geleitet* *wäre*, dann hätte es sich *Deutschland* *gegenüber* *auf* *die* *Forderung* *nach* *seiner* *Erfüllung* *des* *Dawsonplanes* *beschränkt*, der ihm, sei es in *Vertrag*, sei es in *Form* von *Geldleistungen*, nicht nur die *Stimmen* *liert*, die es selbst *keinen* *Gläubigern* zu zahlen hat, sondern darüber hinaus auch einen *beträchtlichen* *Beitrag* zu den *Kosten* des *Wieder* *auf* *baus* *überläßt*. *Frankreich* *hat* *also* *bei* *seiner* *Änderung* *nichts* *zu* *gewinnen*.“ Wenn, so fuhr *Doincare* fort, man trotzdem zu einer *Reaktion* des *bisherigen* *Zustandes* *bereit* *ist*, so *gehört* *dies* *einer* *Reaktion* *des* *Dawsonplans* *gegenüber* *selbst* *eine* *abschließende* *Regelung* *für* *notwendig* *halten*, und

weil die *Wahlern* *der* *deutschen* *Obligationen* *nicht* *nur* *dem* *Schuldner*, sondern auch dem *Gläubiger* *wesentliche* *Parteile* *bringen* *könne*.